

XLIX.

Columbus wie er ein Ei auf
die Spitze stellt.

.XLIX

Das ist die erste Buchstabe
die Spitze heißt



XLIX.

Columbus breaking the Egg.

Eigentlich,

Columbus wie er ein Ei auf die
Spitze stellt.

Dieses Blatt ist sehr gut ausgeführt, und unser Herr Niepenhausen hat es so copirt, daß schlechterdings nichts zu wünschen übrig bleibt. Es ist in der Copie auch nicht ein Funken von dem Geist des Originals verloren gegangen.

Wir müssen hier nothwendig annehmen, daß unsern Lesern diese Geschichte von dem Entdecker der neuen Welt, für den er hier erkannt werden muß, geläufig ist. Es ist wenigstens für uns die sicherste Partei bei einem gefährlichen Dilemma. Diese Geschichte hier umständlich erzählen zu wollen, hiesse, bei dem Publikum in diesen goldenen Tagen der Pädagogik und der Unbelesenheit eine Ignoranz voraussetzen, die, wenn sie auch möglich wäre, doch kaum mehr als möglich vorausgesetzt werden kann, ohne sich einer weit

größern, nämlich der in der Geschichte der gegenwärtigen Zeit und des Lichts der Erkenntniß, das dieselbe erleuchtet und erwärmt, schuldig zu machen. Auch erinnere ich mich noch aus meiner eigenen Jugend her, daß man damals schon mit Recht in der Geschichte auf Alles was von Eiern vorkam, vorzüglich aufmerksam machte,
vom Ei der Leda an,

bis zu dem Paar des frommen Schweppermann,
welches ich wegen der stillen süßen Hindeutung auf Osterzeit und Pfannkuchen auch wirklich bei der Jugend nicht unbillig finde. Folgendes mag also hinreichend sein. Solange der große Columbus noch im Zimmer die Möglichkeit einer neuen Welt demonstirte, erwies man ihm, daß so etwas gar nicht möglich sein könne; sobald er sie gefunden hatte, sagte man, das habe man längst gewußt. Wißt ihr wohl, fragte er an einem Abend einige dieser philosophischen Köpfe auf unserm Blatt, (den Hundskopf nicht mitgerechnet, fünf an der Zahl,) Wißt ihr wohl, wie man ein Ei auf die Spitze stellt? Nein, war die Antwort, wir wissen es nicht, und können es nicht wissen, weil es unmöglich ist. Seht, sagte er, und stieß die Spitze ein, so steht's. Was antworteten sie aber denn nun? Dieses sagt unser Blatt, und ich schweige. Könnte der Hund sprechen, so möchte er vielleicht dem, der sich vor die Stirn schlägt, zuzufen: wenn du, wie ich, geschwiegen hättest ic. (si tacuisses etc.) Die Sprache der Hände und der ganzen Kopfhaltung bei diesem Columbus wird wohl über die ganze Welt verstanden. Ich habe schon oft gewünscht, Hogarth möchte dieselbe Gesellschaft auch für die Frage des Columbus gezeichnet haben. Wie viel Menschenkenntniß ließe sich da nicht anbringen! Wie wenn sich unsere jungen Zeichner in Deutschland an die Auflösung dieses Problems machten? Vorläufig wollte ich dieses erinnern. Erstens müßte so viel als möglich aus der Natur

und nicht aus dem Zeichenbuch geschöpft werden. Man muß wirkliche Menschen durch Fragen stußig machen, um die Züge der Neugierde kennen zu lernen. Der Erfahrenste traut sich nicht selten zu viel zu, der Unerfahrene beständig, Hogarth folgte dieser Regel durch sein ganzes Leben, und entwarf oft unvermerkt die Hauptzüge mit Bleistift auf dem Nagel seines Daumens, und trug sie so nach Haus in sein Collectaneen-Buch. Eine Lottoziehung oder eine Marktschreier-Bude wäre für unsern Fall keine üble Gelegenheit, vielleicht*)?

Zweitens: je weniger Caricatur, desto besser, aber auch desto schwerer und verdienstlicher.

Drittens: müßte so viel als möglich die Aehnlichkeit der Köpfe beibehalten werden, denn es sollen dieselben Menschen sein. Die Stellungen aller waren wohl bei der Frage verschieden von der jetzigen, und gewiß hat der Alte, rechter Hand, sich erst auf den Tisch gelehnt, und den Arm untergesteckt, nachdem die Antwort bereits gegeben war. Der Hund, versteht sich, als der weiseste unter den Befragten bliebe sich immer gleich. Nun zur Erklärung des minder verständlichen auf diesem Blatt. Diese ganze Geschichte bezieht sich eigentlich auf die beiden kleinen Kale in der Schüssel, die sich da an Eier anzuschmiegen scheinen. Diese Kale sind nämlich, soviel als es anging, nach der Linie gebogen, die Hogarth bald Wellenlinie, bald Schlangentlinie, bald Schönheitslinie nennt, auf die sich sein berühmtes Buch Analyse der Schönheit stützt, und für deren Erfinder er sich ausgab. Zuerst trug er seinen Gedanken ohne weitere Erklärung vor. Er stach sein eignes Porträt, auf welchem diese Linie, etwa wie hier die Kale in der Schüssel dargestellt ist, mit der Unterschrift: Linie der Schönheit und

*) Künstler in den hiesigen Landen werden sie also sonst wo suchen müssen.

Grazie. Anfangs wußte man nicht, was er damit wollte, als er sich hernach in seinem Werk weiter darüber erklärte, sagte man, und wohl nicht ganz mit Unrecht, das habe man längst gewußt. Dieses ist nun Columbus und die neue Welt. Freilich eine Vergleichung, die, auf das gelindeste davon zu urtheilen, etwas sehr überspannt ist. Allein Hogarth war ein einfacher, offener Mann, der nie heuchelte, und selbst dann nicht, wenn es auf mündliche Würdigung eigener Verdienste ankam. Als die berühmte Sigismunda des Correggio in einer londonischen Auktion für 1624 Thaler weging, sagte er treuherzig, wenn mir jemand eben so viel Geld giebt, so will ich wohl noch was bessers machen. Hogarth und Correggio! Man denke an die Nacht des letztern in der bresdner Gallerie und die des erstern, wo ein betrunkenener Freimaurer nach Hause gebracht wird! Indessen Lord Grosvenor hielt ihn beim Wort; er mußte eine Sigismunda malen — und mußte sie behalten. Hogarth erlag in dem Wettstreit, wie wohl leicht zu vermuthen war, aber bei weitem nicht so schimpflich, als es italiisirende Kunstgefühl = Heuchler, die verächtlichste Classe von Schöngeistern, Wort haben wollten. Sein Gemälde soll reelles Verdienst haben, und wurde nach dem Tode seiner Wittve von Herrn Boydell für die Shakespear = Gallerie gekauft. Wenn Hogarth in seinem Urtheil über sich selbst fehlt, so liegt doch am Ende wohl der Fehler bloß darin, daß er es so deutlich sagte. Wer die demüthige Sprache der Vorreden mancher Autoren mit Kenntniß des Herzens zu entziffern versteht, wird solcher Selbstwürdigungen hunderte überall finden, und in den Ankündigungen der gelehrten Intelligenzblätter stehen sie oft von den mittelmäßigsten Menschen deutlich ausgesprochen da. Im Grunde sehe ich auch nicht ein, was ein solches Verfahren Tadelhaftes hat. Laßt die Menschen glauben was sie wollen, wenn's nur hilft. —

Ein Freund von mir, der dem Schwindel sehr unterworfen war, gestand mir, er bewundere den Schieferdecker, der an der dünnen Spitze eines 200 Fuß hohen Thurms hinanklettern und oben die Gesundheit des Landes trinken könne, so sehr, als den Mann, der die entstehende Bresche zu flicken, oder das Feuer eines vom Blitze rauchenden Pulverthurms zu dämpfen unternehme. Eines Tages, da er ein Paar Dachdecker, nicht ohne eignen Schwindel, in jenem ersten Unternehmen beobachtet hatte, ließ er sie zu sich kommen. „Um's Himmelswillen, sagt mir, ihr Leute, wie ist es möglich, daß ihr solche Dinge ausrichten könnt, wie fangt ihr es an?“ Ich, sagte der eine, ein gefestigter guter Mann, Stärke mich allemal erst durch ein Gebet; und ich, versetzte der andre mit einem breiten Sandsteingeficht, nehme vorher immer ein Quentchen gebranntes Katzenhirn.

Ich bin nicht der Meinung, daß Wahrheiten, die man tausend Mal gesagt hat, nicht mehr gesagt werden müssen. Denn eben dieses, daß sie so oft aufgelegt worden sind, ist ein Zeichen von ihrer Güte, und ein Beweis, daß sich noch immer etwas daran verdienen läßt. Ich trage also kein Bedenken, diesen Aufsatz mit der Lehre zu schließen: Man beurtheile die Menschen nicht nach ihren Meinungen, sondern nach dem, was diese Meinungen aus ihnen machen. Letzteres allein gehöret vor den Richterstuhl der Welt, und ersteres vor das Tribunal des Himmels und höchstens der Jesuiten.

Dieses Blatt gab Hogarth, wo ich nicht irre, gratis als Empfangschein an die Subscribenten auf seine Analyse der Schönheit.

Z u f ä g e .

Daß sich das ganze Blatt auf Hogarth's Schlangen- oder Wellenlinie bezieht, hat Lichtenberg vortrefflich erwiesen. Vielleicht entlehnte Hogarth die Idee derselben von Michel Angelo, der einst zu seinem Schüler Marco da Siena gesagt haben soll, daß die Linie einer auflodernden Flamme die Linie der ausdrucksvollsten Bewegung sei. Was aber der große Florentiner wahrscheinlich nur von dem allgemeinen Umriß seiner colossalen Gruppen verstanden wissen wollte, trug Hogarth fälschlich auf andere Gegenstände über, und behauptete nun schlechthin, daß die ganze Schönheit in der Wellenlinie bestehe. Daß Hogarth dieses Blatt den Subscribenten gratis mittheilte, hatte gegründete Ursachen; denn nie geriet die Kritik seiner Gegner in größern Umtseifer, als nach der Erscheinung der Analyse der Schönheit. Man warf ihm von allen Seiten unvereinbare Widersprüche vor, bekrittelte seine Beispiele, und wies ihm im Comazzo die Stelle nach, aus welcher seine Idee gestohlen sei. Ja man ging, wie Ireland (T. III. S. 118) bemerkt, so weit, ihn mit Bocksfüßen und dem italienischen Werke in der Tasche, begleitet von ein paar unwissenden Connoisseurs abzubilden. Hogarth's flüchtiger Witz trug jedoch über die pedantische Schwerefälligkeit seiner Feinde einen glänzenden Sieg davon.

Vielleicht schrieb Hogarth sein Werk auch in der Absicht, die Abgötterei lächerlich zu machen, welche man mit alten Gemälden trieb. Man bezahlte, wie noch heute zu geschehen pflegt, alte, oft mittelmäßige Gemälde theuer, dachte aber an Pflanzung und an das Lebendige und Volksmäßige gar nicht. Auch züchtigte er die Bildhauer, welche oft nicht wußten, ob sie römische Gewänder oder Priesterdröcke und Peruquen machen sollten; so wie noch bei uns manche Uniformen und steife Böpfe in Marmor gehauen werden.

Daß man alle Zeitalter hindurch die liebliche Form der Schlangengenie in den Wogen des Weltmeers, wie in den zarten Unrissen der Pflanzenwelt, angeschauet habe, leidet wohl keinen Zweifel, allein der Gedanke, sie zur allgemeinen Norm des Schönen zu erheben, gehört Hogarth, und daher konnte er mit Recht die Ehre der Erfindung durch das vorliegende Kupfer behaupten. Ob aber gerade Eier und Aale dazu geeignet sind, die schönste Form in der Natur zu versinnlichen, möchte wohl mancher bezweifeln; ein Sultan würde sie vielleicht eher mit liebeswarmen Fingerspitzen an den Busen junger circassischer Mädchen suchen. Doch wir überlassen Anderen diese ästhetischen Gaukeleien.

Was die Sigismunda des Correggio betrifft, welche nach Ireland's Angabe, Sir Thomas Seabright für 2424 Nthlr. kaufte, so ist sie wahrscheinlich kein Original, sondern das Werk eines mödern Pinsels. Correggio malte bekanntlich äußerst wenig Porträte, auch hat sie, soweit man nach dem von Ireland gelieferten Kupferstich (T. III. p. 7.) urtheilen kann, nichts vom Charakter jenes Meisters, und scheint daher von einem schlauen, speculirenden Maler zum Betrug verfertigt zu sein. Zu Hogarth's Zeiten konnte leicht ein reicher, an der Kunstwuth leidender Lord, mit einem solchen Machwerk betrogen werden; und vielleicht merkte selbst Hogarth den Betrug, weil er es sonst nicht gewagt haben würde, sich neben Correggio zu stellen. Daß ihm der Lord die Palme verweigerte, ließ sich leicht voraussehen, denn er würde ja das Ansehen seiner Kennerchaft verloren haben.

Einen eignen Genuß gewährt die Vergleichung des hogarthischen Columbus mit einem andern, höchst merkwürdigen spanischen Gemälde, im Besiz des Herrn Eduard Horne zu Bevis Mount in Southampton. Auf diesem erblickt man ebenfalls den Entdecker Westindiens mit seinen Söhnen Diego und Ferdinand an einem Tische,

worauf aber keine Nale und Ger, sondern Karten und Weltkugeln liegen. Eine schöne Abbildung erschien davon vor kurzem in Edwards Geschichte der brittischen Colonien in Amerika.

Daß endlich Hogarth dieses Blatt den Subscribenten gratis übergeben, wie Lichtenberg vermuthete, wird auch von Nichols (S. 257) bestätigt.